

N° 42 — 21. OKTOBER 2023

DAS MAGAZIN

Er tut es nicht!

Warum ein Schweizer
Bauer keine Tiere mehr tötet
Seite 10

Sie tun es für die Tiere. Aber sie tun es auch für sich

Die Geschichte einer Schweizer Bauernfamilie,
die nicht mehr töten will.

TEXT
CHRISTOF GERTSCH

BILDER
ULRIKE MEUTZNER



Leben, um zu leben: Tobias Burren hat sich für eine vegane Landwirtschaft entschieden.



Kein Fleisch, nur Gemüse:
Das Einfachste erweist sich als hochkomplex.



Kleines Tier, grosses Dilemma:
Welcher Weg führt aus der Fleischwirtschaft?

Eines Nachts im Sommer vor einem Jahr stand Tobias Burren im Schlafzimmer seines Bauernhauses in Liebewil, einem Weiler bei Köniz im Kanton Bern, und wiegte sein Baby in den Armen. Alles war ruhig, nur im Stall rief eine Kuh. Es war eigentlich kein Rufen, es war ein Schreien. Sie schrie, das wusste Tobias Burren, nach ihrem Kalb. Er hatte es ihr weggenommen.

Die Mutter-Kalb-Haltung gilt eigentlich als die natürlichste Form der Kälberhaltung. Man trennt das Kalb nicht wie üblich wenige Tage nach der Geburt von der Mutter, sondern erst nach sechs Monaten. Doch weil das Kalb während dieser Zeit Muttermilch trinkt, ist es keine besonders ökonomische Form der Kälberhaltung. In der

Schweiz wachsen nur wenige Kälber so auf.

Zwei Jahre zuvor hatte Tobias Burren den elterlichen Hof übernommen und die Mutter-Kalb-Haltung gegen den Willen seines Vaters eingeführt. Er war sich sicher, damit etwas Gutes zu tun. Nun aber hörte er die Kuh schreien. Er schaute sein Kind an. Dann hörte er wieder die Kuh schreien. Dann spürte er: Nie im Leben könnte ich es ertragen, mein Kind nach sechs Monaten abgeben zu müssen. Und ich will auch nicht, dass das ein anderes Lebewesen muss.

Das ist für viele in der Landwirtschaft eine völlig absurde Überlegung. Und um ehrlich zu sein: überhaupt wohl für die meisten Menschen. Auch

Tobias Burren dachte das. Seit er ein Kind war, hatte er zugesehen, wie man Schweine, Hühner, Kälber, Rinder und Ziegen in den Schlachthof oder zum Metzger brachte. Kam er abends vom Feld zurück, verschlang er locker zwei Bratwürste. Warum auch nicht? Er hatte Heisshunger und musste bloss in die Tiefkühltruhe greifen. Das Fleisch war ja da. Aber in jener Nacht vor einem Jahr entschied Tobias Burren, dass er nicht mehr töten will. Eine solche Entscheidung ist für einen Landwirt gravierend und hat Folgen nicht nur für ihn, sondern für sein ganzes Umfeld. Zum Beispiel für seine Kundschaft.

Seine Kundschaft, das bin unter anderem ich.

Ich habe nicht das beste Gedächtnis, aber an den Tag, als ich mit meiner Familie zum ersten Mal zum Hofladen der Burrens rausfuhr, erinnere ich mich genau. Von Bern brauchten wir nur etwa zwanzig Minuten, und als wir ankamen, befanden wir uns in einer anderen Welt. Man sah die schneebedeckten Kuppen der Oberländer Alpen und das weite Grün der Juraketten. Im Garten blühten Blumen, aus der Backstube wehte der Geruch von frischem Brot, im Raum daneben kaste der junge Bauer. Wir streichelten Kühe und Ziegen, steckten den Kaninchen Rübli zu. Es hatte Beeren zum Selberpflücken und Regale bis oben voll mit den feinsten Lebensmitteln: Rapsöl, Bretzeli, Eingelegtes.

Es dauerte nicht lange, da war der Ausflug zu den Burrens ein wöchentliches Ritual. Oft blieben wir mehrere Stunden. «Gell, Papa, hier haben es die Tiere schön!», sagte unsere Tochter. Ich nickte und griff im Kühlschranks nach dem Schweinsgeschnetzelen. Das beste Fleisch? Gab es bei den Burrens. Butter, Joghurt, Milch? Kauften wir bei den Burrens. Von uns aus hätte alles so bleiben können.

Doch im Frühling 2023 drückte uns Heidi, die Mutter von Tobias Burren, eine Broschüre in die Hand, als wir bei ihr an der Kasse den Einkauf bezahlten. Sie sagte: «Bei uns kommt es zu Veränderungen.»

«Unser Weg zum Lebenshof», stand in der Broschüre. Lebenshof? Ich las weiter: «Wir wollen, dass die

Tiere nicht als Nutztiere, sondern als Lebewesen und Gefährten bei uns alt werden dürfen. Das heisst, Fleisch, Milch und Milchprodukte werden in absehbarer Zeit nicht mehr verkauft. Dafür investieren wir in die pflanzliche Ernährung und werden alternative Produkte anbieten.»

Wie soll sich das rechnen?

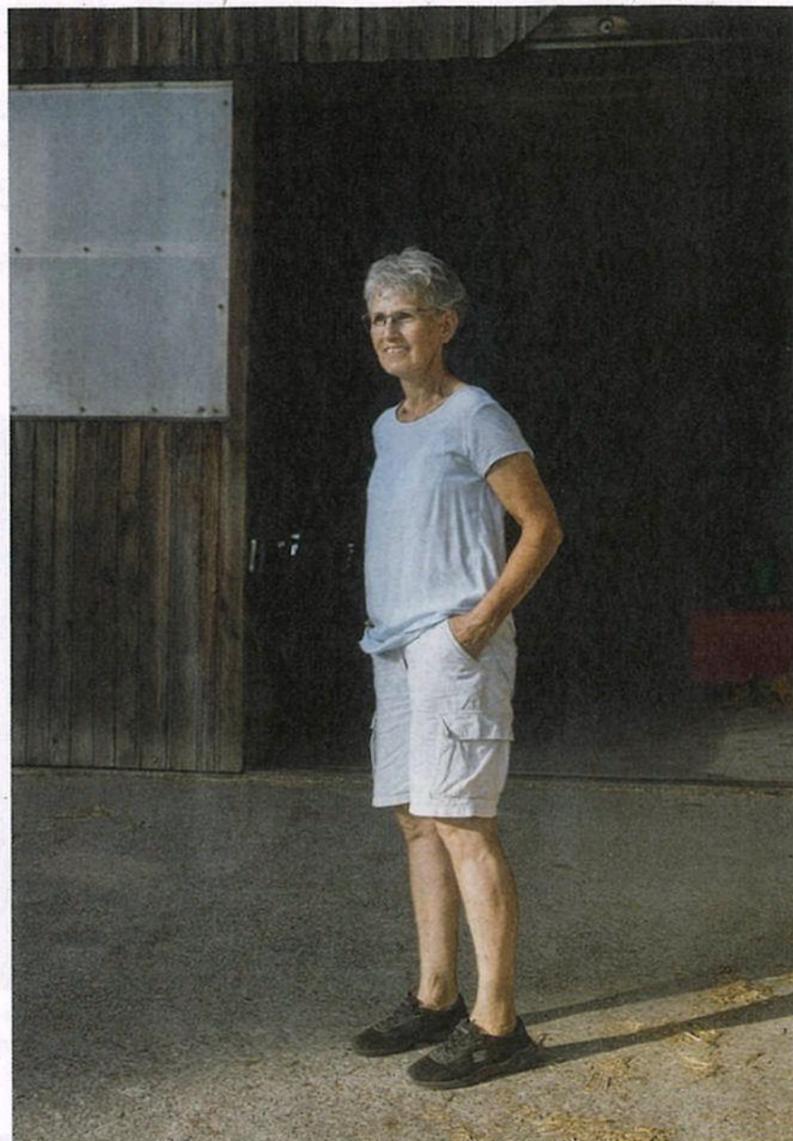
Lebenshof, das bedeutet also: ein veganer Bauernhof. Ich weiss noch, wie mich zwei Empfindungen überkamen. Ich spürte instinktiv, dass Tobias Burren das Richtige tut. Aber auch, dass er damit meinen Lebenswandel infrage stellt. Ausserdem den seiner anderen Kund:innen. Seiner Frau. Seiner Eltern. Eigentlich aller.

Ich klickte mich durch Statistiken und war überrascht: Es gibt viel weniger Veganerinnen und Veganer, als ich gedacht hatte. Zwar ernähren sich in der Schweiz etwa fünf Prozent der Bevölkerung vegetarisch, komplett auf tierische Produkte verzichtet aber weniger als ein Prozent. Die grösste Gruppe? Frauen in Städten.

Die Burrens, das sind Urgrossvater Fritz, dreiundneunzig Jahre alt, die Grosseltern Heidi, sechzig, und Ruedi, fünfundsechzig, die Eltern Christine, zweiunddreissig, und Tobias, dreiunddreissig, und die Kinder, zwei Jahre und neun Monate alt.

In den Achtzigerjahren führten Fritz und Ruedi den Hof noch gemeinsam. Es war ein vergleichsweise kleiner Landwirtschaftsbetrieb mit 16 Hektaren Ackerfläche. Dann lernte Ruedi Heidi kennen, eine Bauerntochter aus dem Luzernischen, die gerade die Ausbildung zur Hauspflegerin abgeschlossen hatte und für die Arbeit nach Bern gezogen war. In der Stadt gefiel es ihr nicht besonders, weshalb sie in der Freizeit Veranstaltungen der Landjugend besuchte. Man ging zusammen bräteln, mass sich im Sport, spielte Theater. Ruedi war Präsident der Berner Sektion. 1987 heirateten die beiden, ab 1988 kamen im Zweijahresrhythmus ihre drei Kinder zur Welt.

Doch langsam wurde es auf dem Hof schwierig. Der neue Stall für fünfzig Mastschweine und fünfhundert Legehennen rechnete sich nicht.



Gespannt, aber optimistisch: Tobias Burrens Mutter Heidi steht den Veränderungen positiv gegenüber. Ihr Mann Ruedi ist hingegen massiv besorgt.

Der Preis für Schweinefleisch sank (manchmal bekamen die Burrens für eine Sau, die sie drei Monate gemästet hatten, abzüglich aller Kosten noch zwanzig Franken), der Eierpreis sank (im Sommer hatte es häufig so viele Eier, dass die Grossbetriebe nicht mehr wussten, wohin damit), und dann sank auch noch der Milchpreis.

Man hatte zwei Möglichkeiten: aufgeben oder sich zu einem grösseren Betrieb zusammenschliessen.

Die Burrens entschieden sich schon damals für einen anderen Weg.

Heidi Burren, die Grossmutter, sitzt an einem Frühsommernachmittag auf dem Hofplatz, als sie mir von früher zu erzählen beginnt. Sie ist eine fröhliche Frau, aber auch eine

Chrapferin. Immer wenn ich die Burrens besuchte, war sie mit etwas beschäftigt. Vor zehn Jahren stellten die Ärzte bei ihr Zöliakie fest – eine durch Glutenunverträglichkeit verursachte Autoimmunerkrankung –, zuvor hatte man lange gedacht, die Beschwerden kämen vom Stress.

Sie ist nicht der Typ, der sich Sorgen macht. Ihr Mann Ruedi schon. Heidi Burren sagt, so sorgenvoll wie damals, als wegen der sinkenden Preise das Geld knapp wurde, habe sie ihn nie mehr erlebt. Dann überlegt sie kurz, wirft einen Blick rüber zum Blumenbeet, wo sich die Bienen tummeln. «Nein, das stimmt nicht. Heute macht sich Ruedi wieder die gleichen Sorgen.»

Mit «heute» meint sie: seit sich ihr Sohn Tobias entschieden hat, die Fleischproduktion einzustellen. Das ist ein Viertel des ganzen Umsatzes, der wegfallen wird ab dem Tag, an dem das letzte Tier geschlachtet ist.

«Das stimmt, wir werden in Zukunft weniger verdienen», sagt Tobias Burren. «Aber wir werden auch weniger Kosten haben.» Die Haltung von Nutztieren ist teuer. Eine Kuh, nur ein Beispiel, kostet pro Jahr 4000 Franken.

Warum sind die Eltern dann so skeptisch?

Mit dem Vater Ruedi Burren ins Gespräch zu kommen, ist normalerweise leicht. Zum Plaudern hat er immer Zeit, er ist interessiert an meinen Kindern, spricht gern mit der Kundschaft. Als ich mich mit ihm verabreden will, um über die Veränderungen auf seinem Hof zu sprechen, schlägt er mir einen Termin vor. Doch als ich zum vereinbarten Zeitpunkt in Liebewil eintreffe und er mich kommen sieht, steigt er ins Auto und fährt weg. Warum will er nicht mit mir sprechen?

«Gib ihm etwas Zeit», sagt Heidi (ich bin mit den Burrens seit Jahren per Du). Tatsächlich werde ich gegen Ende meiner Recherche doch noch mit Ruedi reden können. Und ich werde das Gespräch so schnell nicht wieder vergessen.

Spottpreis im Schlachthof

Um die Gegenwart zu verstehen, muss man manchmal in die Vergangenheit schauen. Gehen wir also zurück in die Neunzigerjahre, als der Hof der Burrens schon einmal vor einer grossen Veränderung stand. Nicht aus ethischen Gründen wie heute, sondern aus finanziellen Ängsten. Es war die Zeit des grossen Bauernsterbens, von 1990 bis 2005 verschwanden in der Schweiz fast 30'000 Höfe.

Während Ruedi und sein Vater Fritz die Felder bestellten, Ställe ausmisten und Kühe melkten, suchte die junge Mutter Heidi nach neuen Einnahmequellen. An der landwirtschaftlichen Schule in Rütli besuchte sie Informationsveranstaltungen für Bauernfamilien, die sich umorientieren wollten (respektive mussten). Eine Idee, die ihr sympathisch war und umsetzbar erschien, war der sogenannte Direktverkauf.

Warum nicht die Lebensmittel ohne Zwischenhandel an die Kundschaft bringen?

Doch dazu mussten die Burrens vieles anders machen. Einen Gemüsegarten anlegen, Beerenstauden hochziehen, sich ganz neue Fragen stellen: Könnte sich der Anbau von Raps lohnen, um daraus Öl zu machen? Was ist mit Kürbissen? Bei ihren Eltern hatte Heidi einst das Brotbacken im Holzofen gelernt. Auch die Burrens hatten einen Holzofen, nur wurde der seit Jahren nicht benutzt. Würde jemand Holzofenbrot ab Hof kaufen?

Je länger sie darüber nachdachte, desto überzeugter war Heidi Burren, dass es klappen könnte.

Mit einer Tour durch Bümpliz – ein Quartier am Stadtrand von Bern – fing alles an. Zwei- bis dreimal pro Woche verkaufte sie Eier und Kartoffeln direkt an der Haustür, später kam ein Marktstand im kleinen Ortszentrum dazu, dann ein Laden auf dem Bauernhof. Sie fanden einen Metzger in Flammatt, damit sie die Tiere nicht mehr für einen Spottpreis in den grossen Schlachthof geben mussten, und hatten ab da auch Fleisch im Angebot.

Wie viele Tiere pro Einwohner werden in der Schweiz pro Jahr getötet?

Es sind zehn.

Einer der Männer in der Familie war skeptisch, aber es war nicht der Vater, Ruedi. Es war Urgrossvater Fritz. «Was wollt ihr jetzt auch noch Gemüse anpflanzen?», fragte er. «Das klappt nie! Warum sollte jemand zu uns rausfahren, wenn er auch in die Migros kann?»

Bis dahin bestand das Geschäftsmodell der Burrens daraus, dass sie Kartoffeln und Mais anpflanzten und Nutztiere aufzogen. Die Produkte verkauften sie wie viele Schweizer Landwirtschaftsbetriebe an Grossverteiler.

Als Heidi Burren an dem Frühsommernachmittag auf dem Hofplatz zu Ende erzählt hat, weiss sie nicht, ob sie lachen oder weinen soll. «Ich komme mir vor, als würde sich die Geschichte ein Vierteljahrhundert später wiederholen.» Genauso wie Fritz damals findet Ruedi heute, dass die Jugend komische Ideen hat.

Bei den Burrens bahnt sich also ein klassischer Generationenkonflikt an. Um den besser zu verstehen, müssen wir uns ein paar Zahlen anschauen: Wissen Sie, wie viele Tiere pro Jahr für den Schweizer Markt getötet werden? Ein Tier pro Einwohner:in vielleicht?

Es sind zehn. Zehn tote Tiere pro Kopf. Das macht 85 Millionen Tiere, die jedes Jahr in der Schweiz für uns geschlachtet werden. Wenn Ihnen das nächste Mal also jemand sagt, dass er oder sie weniger Fleisch esse als früher, höchstens noch einmal pro Woche, dann ist das im Einzelfall bestimmt wahr – aber ziehen Sie daraus besser keine Rückschlüsse auf das grosse Ganze. Denn der Pro-Kopf-Verbrauch geht inzwischen nur noch unmerklich zurück und lag 2022 bei noch immer 51 Kilo (sogar 60 Kilo, wenn man Fische und Krustentiere dazu zählt). 51 Kilo pro Kopf und Jahr, das ist ein Kilo Fleisch pro Woche. Im Durchschnitt verspeist jeder Mensch in der Schweiz jede Woche fünf Entrecôtes.

Das Verblüffende an dieser Zahl ist, dass die Fleischmenge pro Kopf zwar kleiner wird, das Töten aber massiv zunimmt. Das Bevölkerungswachstum ist der eine Grund. Der andere: Wir essen nicht mehr so viel Schweine- und Kalbfleisch, dafür umso mehr Hühnerfleisch. Insgesamt töten wir für den Schweizer Markt heute pro Jahr 22 Millionen Tiere mehr als noch vor zehn Jahren. Gerade wurde bekannt, dass die Migros in Saint-Aubin FR einen neuen Schlachthof plant, mit einer Schlachtkapazität – was für ein Wort! – von 40 Millionen Hühnern pro Jahr. Das sind 76 Hühner pro Minute.

Während ich das schreibe, frage ich mich, warum ich trotzdem mein Verhalten nicht ändere. Ich kann den Satz in Grossbuchstaben notieren – WIR TÖTEN PRO JAHR 85 MILLIONEN TIERE –, und trotzdem beisse ich dann in ein Schinkensandwich. →

Warum gelingt es mir, zwischen dem Tier, dem Töten und dem Essen zu trennen? Ich glaube, weil mir dabei geholfen wird. Mit einer «Kultur der Unsichtbarmachung», wie es der deutsche Journalist Bernd Ulrich in einem Text über sein eigenes Veganwerden einmal genannt hat. Ich schaffe es, weil der Satz «Wir töten pro Jahr 85 Millionen Tiere» einen grundsätzlichen Fehler enthält. Denn nicht «wir» töten die Tiere – jemand anderes tötet sie für uns. Und die Fleischindustrie tut alles dafür, dass wir möglichst wenig davon mitbekommen. Bernd Ulrich schrieb: «Die Tiere werden in Ställen versteckt, das Töten geschieht ebenfalls im Verborgenen, und dass jedes einzelne getötete Tier eine kleine Wunde in der Seele dessen hinterlässt, der ihm den Bolzen auf die Stirn drückt, das braucht uns nicht zu interessieren, das sind deren privaten Probleme.»

Tobias Burren musste nie einem Tier den Bolzen auf die Stirn drücken, aber er trieb Tiere, die er voller Zuneigung grossgezogen hatte, in den Anhängern, Hunderte müssen es gewesen sein über die Jahre. Er hat es getan, weil man es schon immer so gemacht hat, sein Grossvater hat es seinem Vater gezeigt, sein Vater dann ihm. «Darum ändert sich ja nie etwas auf den Höfen», sagt er mir einmal, als ich ihn auf die Felder begleite. «Es ändert sich nichts, weil die Väter, manchmal auch die Grossväter, noch auf den Höfen leben und den Jungen dreinreden.»

Er denkt nach, stapft weiter. «Aber das ist nichts für mich. Das halte ich nicht aus. Ich will nicht weitermachen wie bisher, nur damit mein Grossvater und mein Vater glücklich sind.» Ich frage, was er stattdessen wolle. «Meine Kinder sollen anders aufwachsen als ich», antwortet er. «Mir ist beigebracht worden, gut zu den Tieren zu schauen. Und warum?», er bleibt stehen und schaut mich an. «Damit man sie töten kann.»

Das, was die Burrens tun wollen – sich aus ethischen Gründen von der Tierproduktion verabschieden und nur noch pflanzliche Lebensmittel produzieren –, geschieht so selten, dass es dafür nicht einmal einen Namen gibt. Pflanzliche Landwirtschaft? Ve-

gane Landwirtschaft? Postletale Landwirtschaft?

Was akzeptiert die Gesellschaft? Letal bedeutet todbringend. Die postletale Landwirtschaft ist die Landwirtschaft, die ohne Töten auskommen will. Die Bezeichnung stammt von Stefan Mann, einem der wenigen Experten in dem Bereich, Autor des kürzlich erschienenen Buches «Postletale Landwirtschaft – Zur anstehenden Reform unseres Agrarsystems». Auf ihn stosse ich, als ich Agroscope kontaktiere, das Schweizer Kompetenzzentrum für Landwirtschaftsforschung, und die Medienstelle mir ein Interview mit ihm und einem Geschäftsleitungsmitglied anbietet.

«Mir ist beigebracht worden, gut zu den Tieren zu schauen. Warum? Damit man sie töten kann.»

Doch dann geschieht etwas Seltsames. Wenige Tage vor dem vereinbarten Termin, nachdem wir schon regen Mailkontakt hatten, schreibt mir Stefan Mann plötzlich, er ziehe die Zusage für das Interview auf «Empfehlung meiner Vorgesetzten» zurück. Ich antworte, dass ich so etwas noch nie erlebt habe und ob ich erfahren dürfe, was die Vorgesetzte dazu bewogen hat. Daraufhin schaltet sich wieder die Medienstelle ein, und am Ende findet das Gespräch doch noch statt. Aber nicht mehr unter den gleichen Voraussetzungen. Mit dabei: eine Pressesprecherin, das Geschäftsleitungsmitglied und ein erstaunlich wortkarger Stefan Mann.

Erstaunlich, weil ich in der Zwischenzeit auf eine einstündige Radiosendung des Norddeutschen Rundfunks gestossen bin, in der Stefan Mann seine Positionen und Forschungsergebnisse ausführlich und ganz ohne Zurückhaltung vertritt. (Auf

der Website des NDR können Sie den Beitrag nachhören.)

Zusammengefasst erachtet es der Agrarökonom Stefan Mann – Urenkel des Schriftstellers Thomas Mann und Enkel des Physik-Nobelpreisträgers Werner Heisenberg – als ökologisch sinnvoll und ethisch notwendig, auf das Töten und Verzehren von Tieren zu verzichten. Er glaubt, dass wir uns am Beginn einer neuen Zeitrechnung befinden und das Halten von Nutztieren gesellschaftlich schon bald nicht mehr akzeptiert sein werde.

In der Sendung sagt er, übrigens selbst ein Fleischesser: «Warum ist die Sklavenhaltung abgeschafft worden, die Tierhaltung aber noch nicht, obwohl sich die Fachwelt in beiden Fällen weitgehend einig ist, dass das ethisch nicht vertretbar ist? Der grosse Unterschied ist der Nutzen. Die Sklavenhaltung hat nie besonders vielen Menschen genützt. Die Tierhaltung nützt uns allen fast jeden Tag, macht unser Leben deutlich angenehmer. Aber durch die fortlaufend besser werdenden Ersatzprodukte ändert sich das eben gerade. Hafermilch. Pflanzenbasierte Steaks. Eier, die keine Eier mehr sind.»

Im Gespräch mit mir erwähnt er davon nichts. Das Geschäftsleitungsmitglied sagt, dass es bei Agroscope keinen Forschungsschwerpunkt zu veganer Landwirtschaft gebe, und informiert mich über verschiedene Aspekte der Tierproduktion.

Warum darf Stefan Mann nicht sprechen?

In der Landwirtschaft tätige Journalistinnen und Wissenschaftler, mit denen ich mich unterhalte, sagen mir, dass die Angst, es sich mit den Landwirt:innen und der Bauernlobby im Bundeshaus zu verschmerzen, nicht unbegründet sei. Agroscope ist dem Bundesamt für Landwirtschaft unterstellt, wird pro Jahr mit Bundesgeldern von rund 170 Millionen Franken finanziert. Die Branche beobachtet genau, womit sich ihr Forschungsinstitut befasst. Spräche Agroscope zu ausführlich oder zu positiv über vegane Landwirtschaft, würden sich viele wundern: Was hat das mit der Realität zu tun? Fast 90 Prozent der Schweizer Landwirtschaftsfläche wird von der Nutztierhaltung beansprucht, zwei von drei Landwirtschaftsbetrieben



Leere Kühltheke, neues Geschäftsmodell: Die Burrens werden kein Fleisch mehr verkaufen. Sie arbeiten künftig postletal.

sind ausschliesslich in der Tierhaltung tätig.

Aber sogar der Bund sagt, dass es mehr vegane Landwirtschaft braucht. Zwei Jahre lang haben Bundesämter und Lobbygruppen um das Papier «Klimastrategie Landwirtschaft und Ernährung 2050» gerungen, im September wurde es nun der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Bund möchte, dass die Bevölkerung in Zukunft weniger Fleisch isst und die Landwirt:innen mehr pflanzliche Kost anbauen. Erreicht werden soll das auch über eine Umverteilung der Direktzahlungen: weniger Geld für die Tierhaltung, mehr für den pflanzlichen Anbau. Aber wird das Papier durchkommen? Der Direktor des Bauernverbands hat

schon mal Widerstand angekündigt. Man werde sich, sagte er in der «NZZ am Sonntag», gegen eine Schwächung der tierischen Produktion wehren. Und solange die Menschen gern Fleisch hätten, würde sich so nur der Import erhöhen.

Wie die ernährungspolitische Vision des Bauernverbands stattdessen ausschaut, hat kürzlich im Schweizer Fernsehen ihr Präsident Markus Ritter umrissen: «Eine Olma-Bratwurst, eine Appenzeller Siedwurst, die sind so tief in uns drin, bei allem Verständnis für den Lupinenschrot.»

Falls das hämisch gegenüber der Landwirtschaft klingt: Das soll es nicht. Als Journalist bin ich selbst in einer Branche tätig, in der in den zwei

Jahrzehnten seit meinem Einstieg kein Stein auf dem anderen geblieben ist. Ich weiss, was es bedeutet, wenn sich die Berufswelt schneller verändert, als einem lieb ist. Ich kann verstehen, dass sich die Bauern und Bäuerinnen bedrängt fühlen von immer neuen Regularien, Forderungen, Gesetzen. Effizienter, biologischer, gesünder müssen ihre Produkte schon lange sein. Und jetzt auch noch ökologischer. Ich glaube, dass die meisten das sogar wirklich möchten. Wer wünscht sich nicht eine bessere Welt? Aber das Tempo würde man gerne selbst bestimmen.

Pure Ressourcenverschwendung Nur haben wir, wenn es um das Klima geht, nicht unendlich viel Zeit. Die negativen Einflüsse unseres Fleischkonsums auf die Klimaerwärmung sind gewaltig. Erstens stossen Mastriinder und Milchkühe beim Verdauen Methan aus. Wie CO₂ beeinflusst Methan den Treibhauseffekt, nur noch viel extremer: Methan ist etwa 25-mal schädlicher als CO₂. Zweitens ist die Ernährung von Nutztieren klimaschädlich. Man nimmt pflanzliche Kalorien, um einen tierischen Organismus am Leben zu erhalten, und dann wird ein Bruchteil davon als tierische Kalorien wieder ins System zurückgeführt. Ein Bruchteil, weil der Grossteil der pflanzlichen Lebensmittel, die Nutztiere zu sich nehmen, natürlich nicht in Muskelmasse verwandelt wird, sondern wie beim Menschen in Energie für den lebenserhaltenden Stoffwechsel. Im NDR-Gespräch sagt Stefan Mann: «Gerade die Schweine- und Hühnerproduktion ist aus ökologischer Sicht pure Ressourcenverschwendung.»

Wäre es da nicht richtig, wenn der Bauernverband mit gutem Beispiel vorangehe? Oder das brancheneigene Forschungsinstitut? Ist nicht die Wissenschaft die Speerspitze des Fortschritts?

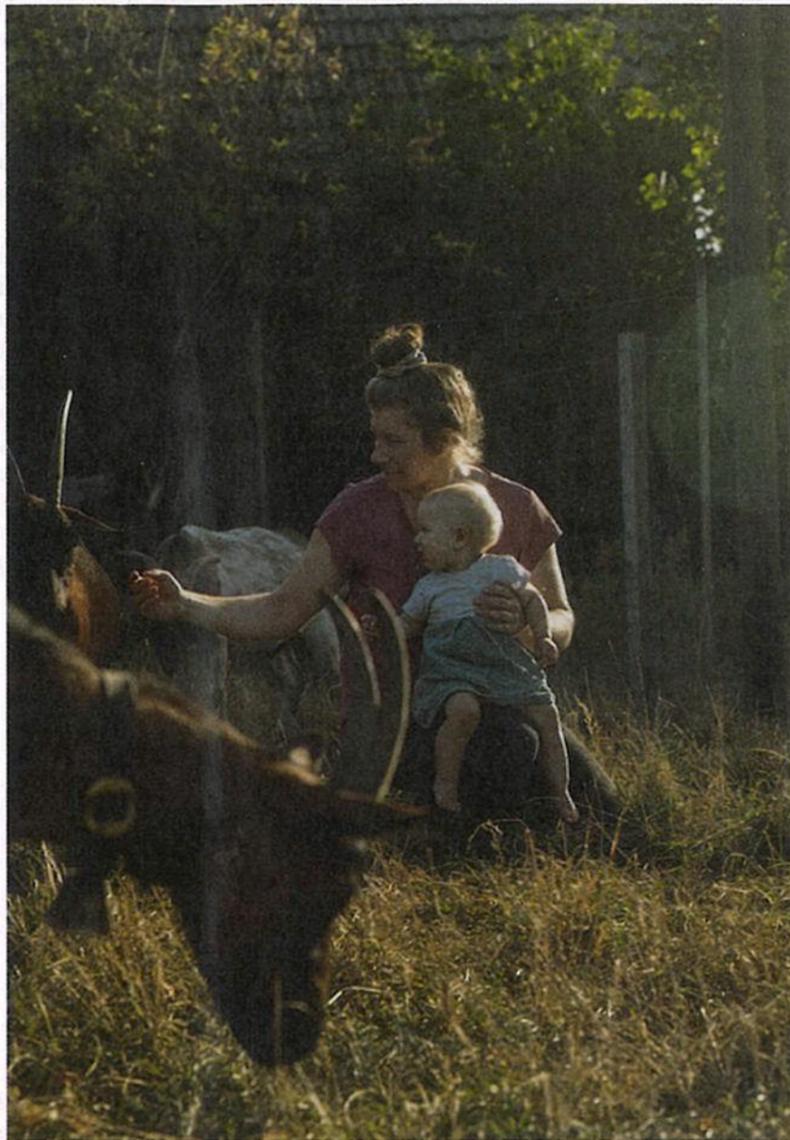
Aber der Mann, der vorangeht, heisst Tobias Burren, ist ein junger Landwirt und führt einen kleinen Bauernhof in Liebewil BE. Weniger das Klima ist sein Antrieb, mehr das persönliche Gewissen. Das Ergebnis ist dasselbe. —>

Tobias Burren ist das mittlere von drei Geschwistern. Den Hof übernehmen wollte aber immer nur er. Er war ein verträumtes Kind, kümmerte sich am liebsten um seine Kaninchen, die auf dem Hofplatz ein Gehege hatten. Sein Vater zog einst Kaninchen gross, um das Fleisch dem Metzger zu verkaufen und sich so ein Sackgeld zu verdienen. Tobias Burren hielt Kaninchen, weil er sie gern hatte. Als seine Mutter doch einmal ein Kaninchen metzgen liess – «irgendwas musste man mit den Kaninchen ja machen!» – und es den Kindern als Poulet servierte, kam er ihr auf die Schliche, wurde wahnsinnig wütend und ass keinen Bissen.

Eigentlich wollte sich Vater Ruedi die Verantwortung für den Hof noch einige Zeit mit Sohn Tobias teilen, als der Generationenwechsel näher rückte. So hatte es sein Vater Fritz in den Achtzigern mit ihm gemacht. Aber Ruedi ahnte, dass er und sein Sohn sich in grundlegenden Dingen uneins sein würden, und entschied sich, Tobias den Hof besser früher als später zu vermachen. Tobias übernahm 2020, da war er dreissig. Er stellte sofort auf regenerative Landwirtschaft um, führte die Mutter-Kalb-Haltung ein, bereitete die Bio-Zertifizierung vor. Ruedi störte, dass die Veränderungen so schnell erfolgen mussten, aber er las sich in die Themen ein und verstand die Beweggründe seines Sohnes.

In dieser Zeit lernte Tobias Christine kennen, eine Bauerntochter aus dem Solothurnischen, die auf ein Inserat reagierte, das er auf der Website der Zeitung «Schweizer Bauer» in der Rubrik «Bekanntschäften» geschaltet hatte. Christine hatte Köchin gelernt und BWL studiert, arbeitete jetzt aber auf dem Landwirtschaftlichen Informationsdienst in Bern. In der Schule war sie für den Beruf ihrer Eltern oft gehänselt worden, weshalb sie sich geschworen hatte, selbst nie Bäuerin zu werden.

Ohne grosse Erwartungen verabredete sie sich mit Tobias in der Spaghetti Factory beim Zytglogge. Sie redeten stundenlang. Beim nächsten Mal trafen sie sich zum Spazieren an der Aare, beim dritten Date auf dem Hof. Und als sie 2020 nicht gleich einen neuen Job fand (die Stelle beim



Moralische Entscheidung, wirtschaftliche Realität: Auch Betriebswirtin Christine hat keine Expertise in veganer Landwirtschaft. Noch nicht.

Informationsdienst hatte sie gekündigt), sagte Tobias, dass er auf dem Hof ihre Hilfe brauchen könnte. Im Frühling kam Corona. Im Sommer war Christine schwanger.

Das Schreien der Mutterkuh

Weder die Köchin und Betriebswirtin Christine noch der Landwirt und Agrotechniker Tobias hatten in der Ausbildung je etwas von veganer Ernährung oder veganer Landwirtschaft gehört. Es war einfach kein Thema gewesen. «Als das Schweizer Fernsehen einen Bericht über einen Lebenshof zeigte, fanden wir das lächerlich», erzählt Tobias. «Wir fragten uns, wie das aufgehen soll, waren überzeugt, dass Tiere zum Nahrungskreis gehören.»

Er sitzt in der grossen Küche im Erdgeschoss des Bauernhauses, wo das Mittag- und Abendessen für die Familie und die Angestellten zubereitet wird. Zur Belegschaft zählen ein Bäcker, eine Verkäuferin sowie drei landwirtschaftliche Mitarbeiterinnen aus der Ukraine und Russland, die lange vor dem Krieg hergekommen sind.

Später setzt sich auch Christine zu Tobias, es ist der Tag, an dem die beiden mir ihre Geschichte erzählen: Wie Tobias sein Baby in den Armen wiegt und das Schreien der Mutterkuh hört. Wie er sich unruhig zu Bett legt und sich tags darauf kaum auf die Arbeit konzentrieren kann. Wie er sich am Abend, als alle im Bett sind, mit seiner Frau austauscht.

«Ich fühlte mich angegriffen», erinnert sich Christine. «Ich ass ja selbst Fleisch, kochte Fleisch, war mit Nutztieren aufgewachsen.»

«Die Idee gefiel dir. Aber du wolltest, dass wir uns ein paar Jahre Zeit geben», sagt Tobias.

«Ich dachte, dass wir die Kundschaft nicht überrumpeln dürfen.»

«Aber nach ein paar Wochen sagtest du, was ich nur gedacht hatte: dass wir die Umstellung so schnell wie möglich machen sollten.»

Das war im Spätsommer vor einem Jahr. Auf die Erleichterung, eine Entscheidung getroffen zu haben, folgte die Ernüchterung: Wie sollten sie das Vater Ruedi vermitteln? Wann konnten sie die Kundschaft informieren? Was würde mit den überzähligen Tieren geschehen?

Mutter Heidi weihten sie sofort ein. Sie ass aus gesundheitlichen Gründen ohnehin kaum noch Fleisch und tierische Milchprodukte, in gewisser Weise freute sie sich vielleicht sogar darüber, dass die Jungen etwas Neues versuchen. Aber gegenüber Ruedi schwiegen sich Tobias und Christine so lange aus, bis es zu spät war. Als er letzten Herbst auf dem Computer einmal das Familienpostfach öffnete, sah er eine E-Mail von Tobias an andere Landwirt:innen, in der stand, dass bei ihnen das letzte Kalb Anfang 2023 zur Welt kommen würde.

Das letzte Kalb? Ruedi verstand nicht. Dann verstand er sehr gut.

Während der Recherche zu diesem Text begegnete ich vielen Statistiken. Eine Sache blieb besonders hängen: Die Biomasse aller Nutztiere auf der Welt übertrifft bei weitem die Biomasse aller Menschen und wild lebenden Tiere. Man kann sich das kaum vorstellen, aber es ist wahr. Wir leben im Zeitalter des Fleisches.

Genauso wenig kann ich mir das Gegenteil vorstellen: eine vegane Welt, in der sich alle Menschen rein pflanzlich ernähren. Aber ist es vielleicht die Zukunft? Das frage ich mich umso öfter, je mehr Zeit ich bei den Burrens verbringe.

In vielen Dingen fehlt ihnen die Erfahrung, aber Christine und Tobias Burren sind gewillt, alles zu lernen, was man über vegane Landwirtschaft wissen muss. Sie versuchen es mit Kichererbsen, stellen aber fest, dass die

Sommer in Liebewil zu feucht sind für die Hülsenfrucht. Sie pflanzen Linsen und Süsslupinen und freuen sich über den Ertrag. Sie sind gespannt auf den Polentamais, den sie bald ernten können, pröbeln an einer Hirsenmilch herum, entdecken Rezepte für Chutneys, Tomatenketchup und Kofu, eine Art Kichererbsenplätzli.

Für die Fleischesser:innen in der Familie und der Belegschaft wird noch immer fast täglich Fleisch gekocht, sie selbst aber ernähren sich inzwischen vegetarisch und probieren viele vegane Gerichte aus. Auf Rahmglyce im Sommer und einen Gutsch Kuhmilch im Kaffee können sie aber noch nicht verzichten.

Ja, könnte so die Zukunft sein? Sosehr man es sich wünschen würde und sooft es auch behauptet wird – es gibt auf diese Frage keine einfache Antwort. Dabei klingt es zunächst logisch. Wären nicht alle besser dran, wenn wir vegan leben würden? Keine Tiere müssten mehr sterben. Menschen müssten nicht töten und hätten nicht mehr mit den gesundheitlichen Folgen ihres zu hohen Fleischkonsums zu kämpfen. Die Umwelt würde nicht länger durch Methan ausstossende Wiederkäuer belastet.

Die Biomasse aller Nutztiere übertrifft jene der Menschen und Wildtiere. Wir leben im Zeitalter des Fleisches.

Doch in diesem Gedankenspiel bleiben zwei Faktoren unberücksichtigt: erstens das Bevölkerungswachstum und zweitens die beschränkten Platzverhältnisse. Die Frage wurde als Challenge 2050 bekannt, auf der ganzen Welt beschäftigen sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit der Lösung des Rätsels: Wie können wir im Jahr 2050 annähernd zehn Milliarden Menschen ernähren, ohne den Planeten weiter zu zerstören?

Eine Antwort lautet: weniger Fleisch. Aber kann die Antwort lauten: gar kein Fleisch?

Ich rufe den Agrarwissenschaftler Urs Niggli an, den langjährigen Chef des Forschungsinstituts für biologischen Landbau. Er ist schon ewig im Geschäft und weltweit geachtet. Und streitlustig. Niggli ist als wissenschaftlicher Berater auch für Agroscope tätig, was ihn nicht davon abhält, die Branche zu kritisieren. Ich frage ihn, ob es möglich wäre, die ganze Menschheit vegan zu ernähren.

«Wie viel Zeit haben Sie?», fragt er. Als ich antworte, dass ich an diesem Text ohnehin schon wieder viel zu lange arbeite, schlägt er vor, sich kurz zu halten, und sagt: «Nein.»

Ich bitte ihn um die ausführliche Antwort.

Zu steil, zu steinig, zu lehmig

Es stimmt zwar, erklärt Urs Niggli, dass über die Futtermittel viel Eiweiss und pflanzliche Energie in die Tierproduktion fliessen. Aber es ist nicht so, dass all dies genauso gut dem Menschen zugutekommen könnte. Bei weiten Teilen des landwirtschaftlich genutzten Bodens handelt es sich um Wiesen und Weiden, die Bauern und Bäuerinnen in den letzten Jahrhunderten der Natur abgetrotzt haben. Das Verhältnis zwischen diesem Grasland und den sogenannten Ackerflächen, auf denen im grossen Stil Obst, Gemüse oder Getreide angebaut werden können, ist natürlich nicht überall auf der Welt gleich, der Maisgürtel im Mittleren Westen der USA zum Beispiel verfügt über riesige Ebenen, die sich hervorragend dafür eignen, mit Maschinen gepflügt zu werden. Auch in Deutschland hat es mehr Acker- als Wiesen- und Weideflächen. In der Schweiz hingegen ist etwa die Hälfte des landwirtschaftlich genutzten Bodens für die pflanzliche Lebensmittelproduktion ungeeignet, weil er zu steil, zu steinig oder zu lehmig ist – oder alles zusammen.

Klar kann man sich vor der Alphütte ein Gemüsegärtchen anlegen, aber um Schweizer Grasland im grossen Umfang für die Nahrungsmittelproduktion zu verwenden, gibt es nur eine Möglichkeit: Man lässt dort Wieder-

käuer weiden. Die Haltung von Nutztieren mag klimaschädlich sein, ihre Ernährung mit Futtermitteln ineffizient – die Art aber, wie sie für den Menschen mehrheitlich nutzlosen Boden in verzehrbare tierische Kalorien verwandeln, ist extrem effizient.

Urs Niggli sagt: «Es gibt nicht den einen Weg, der uns alle Probleme vom Hals schafft. Wir sollten dankbar sein für jeden Menschen, der sich vegan ernährt oder auf vegane Landwirtschaft umstellt, denn wir konsumieren zu viel Fleisch. Aber wenn man den Klimawandel berücksichtigt, der die landwirtschaftliche Produktivität massiv einschränken wird, muss man heute sagen: Niemand kann ernsthaft behaupten, dass sich ohne Tierproduktion die ganze Menschheit ernähren liesse. Nicht einmal dann, wenn uns eine starke Reduktion des Food-Waste gelänge. Es wäre verheerend, würden wir das Grasland einfach brachliegen lassen.»

Das bestätigt eine grosse Untersuchung aus dem Jahr 2016, an der Forscher:innen von sechs US-Universitäten beteiligt waren. Man nahm zehn Ernährungsmodelle – vegan, vegetarisch, flexitarisch und so weiter – und verglich sie in einer Simulation auf ihre Nachhaltigkeit. Das Ergebnis: Eine vegetarische Ernährung mit Verzicht auf Eier ernährt am meisten Menschen. In einer rein veganen Welt bliebe zu viel Landwirtschaftsfläche ungenutzt.

Wollte man aufgrund dieser Empfehlung die Fleischproduktion reduzieren, das Grasland aber weiterhin für Wiederkäuer nutzen – was würde das dann für die Schweiz bedeuten?

Dank einer Übersichtsstudie des Bundes gibt es darauf eine erstaunlich klare Antwort. In der Schweiz werden gegenwärtig zwei Milliarden Hektaren Land für die Viehzucht genutzt. Zwei Drittel dieses Bodens sind für den Ackerbau ungeeignet. Ein Drittel aber nicht. Auf einem Drittel dieser zwei Milliarden Hektaren könnte man also ohne weiteres Obst, Gemüse und Getreide im grossen Stil anbauen, was erst noch einen doppelt positiven Effekt hätte: Mit weniger Wiederkäuern muss man auch weniger Ackerflächen für die Produktion von Futtermitteln reservieren.

Zum letzten Mal schlachten die Burrens ein Tier an einem Montag Ende August. Es ist kühl und regnerisch. Ruedi hat diese Fahrten zum Metzger immer gern gemacht, heute aber weigert er sich. Tobias muss ran. Die Aufgabe ist ihm zuwider, gleichzeitig weiss er, dass es ihm in Zukunft besser gehen wird. Als er sich vor einem Jahr entschied, keine Tiere mehr zu töten, wusste er, dass nun jedes Tier, das er doch noch töten würde, ein Stich ins Herz sein wird.

Das beste Modell für nachhaltige Ernährung? Vegetarisch. Mit Verzicht auf Eier.

Aber es musste sein, es wären ihnen sonst schlicht zu viele Tiere geblieben. Tobias und Christine Burren möchten nur so viele Tiere behalten, wie sie selbst ernähren können, möglichst ohne den Zukauf von Futtermitteln. Tiere gehören für sie zum Kreislauf eines Bauernhofes, auch «Nutztiere». Auf dem veganen Hof der Burrens in Liebewil geben Kühe in Zukunft zwar keine Milch mehr, und man macht aus ihnen kein Fleisch, aber sie fressen das Gras an den steilen Hängen. Sie machen Mist, den Tobias kompostieren und dann als Dünger benutzen kann.

Die Tierhaltung wird nicht mehr so viel kosten wie bisher, aber gratis wird sie auch nicht sein. Nur gibt es kein System, das Bauern und Bäuerinnen dafür bezahlt, dass sie Tiere aus Goodwill halten. Es gibt keine Direktzahlungen vom Bund, wenn man Tiere am Leben hält, statt sie zu töten. Die Burrens werden auf Spenden angewiesen sein, auf Menschen, die eine Patenschaft übernehmen wollen für eines der Tiere, die jetzt noch auf dem Hof leben. Das sind: dreizehn Kühe, drei Ochsen, sechs Ziegen, vier Kanin-

chen, zwei Katzen, zweihundertfünf Hühner, zwei Hähne. Später, wenn der Stall umgebaut ist, werden zwei bis drei Säue dazukommen – für die Reste, die in der Küche und beim Ölpresen anfallen.

Das Geld stresst wahnsinnig

Bei unserer zweiten Verabredung im Spätsommer verschwindet Ruedi Burren nicht, als er mich auf den Hof fahren sieht. Wir setzen uns in die Küche im Erdgeschoss, wo an der Holzgetäfelten Wand die Eigentumsurkunde hängt. Erbaut wurde das Bauernhaus 1840. In den Besitz von Ruedis Familie ging es siebzig Jahre später über, als der Urgrossvater, ein Säger in Oberwangen BE, es seinem Sohn kaufte, Ruedis Grossvater, der nicht die Sägerei übernehmen, sondern Bauer werden wollte. Ruedi ging noch zur Schule, als sein Grossvater im Sterben lag, er versprach, den Hof weiterzuführen, wenn es an der Zeit wäre.

Es muss Ruedi Burren gefreut haben, dass Tobias in seine Fussstapfen treten wollte, als einziges der drei Kinder. Aber als er letzten Herbst hintenrum von den Plänen seines Sohnes und seiner Schwiegertochter erfuhr, wurde er wütend. Er verstand es einfach nicht. Er machte, so schildert er es mir, Druck auf Tobias, sagte ihm, dass er die Familie in den Ruin treiben werde. Die Emotionen sind auch fast ein Jahr später nicht gewichen, Ruedi reibt sich beim Erzählen die geröteten Augen, fährt mit den Händen unruhig über den Tisch, berichtet von schlaflosen Nächten, in denen nur eine Tablette helfe. Von der Fotografin, die an zwei Tagen viel Zeit auf dem Hof verbringt, will er sich nicht fotografieren lassen.

Anfang 2023 hörte er vom Suizid eines jungen Bauern. Einige erzählten, der Bauer habe den Erwartungen des Vaters nicht gerecht werden können. «Da musste ich sagen: Gopferteli, so etwas würde ich dann auch nicht verkraften», sagt Ruedi Burren. Seither macht er weniger Druck.

«Ich sehe die Richtung», sagt er. «Ich finde es auch irrsinnig, dass wir die Hälfte unseres weltweiten Getreides den Tieren füttern. Aber warum muss man gleich so extrem tun wie Tobias? Warum können nicht alle einfach etwas weniger Fleisch essen?»

Ich sage, dass es vielleicht Leute wie Tobias und Christine brauche. Leute, die vorausgehen.

Er schnauft aus.

Nur lieber nicht der eigene Sohn?, frage ich.

«Schau, wenn das kein finanzielles Fiasko gibt, ist es mir ja egal. Aber wenn es eines gibt, scheisst es mich an.»

Dich stresst das Geld?, frage ich.

«Wahnsinnig, ja.»

Er schweigt.

«Heidi ist jünger als ich, muss noch ein paar Jahre arbeiten. Sie sagt, es gehe ihr gut hier.»

Vielleicht findet sie ja die Entwicklung zum Lebenshof gar nicht so schlecht?, frage ich vorsichtig.

«Sie kann das sicher besser abhaken als ich. Sie sagt: Wir haben es so gemacht, und die Jungen machen es anders. Ich aber habe Angst.»

Pause.

«Ich habe Angst, dass das Geld nicht reicht. Dass die Kundschaft nicht so weit ist. Viele haben bei uns den Wocheneinkauf gemacht. Das wird nicht mehr so sein. Kundenaufbau ist eine

Knochenbüz. Kunden zu verlieren geht ganz leicht.»

«Weisst du», er holt noch einmal aus, «es macht mich wütend, dass die jetzt die Autobahn nach Zürich raus auf sechs Spuren ausbauen wollen. Es ist überfällig, so etwas nicht mehr zu machen. Oder wenn ich sehe, wie sie immer noch überall Ackerland verbauen! Da kommen mir die Tränen. Die ganze Welt tut, als wäre nichts, macht einfach weiter. Aber mein Sohn meint, er allein müsse die Welt retten? Müsse von heute auf morgen alles umstellen, ohne Erfahrungswerte? Das verstehe ich nicht.»

Ich sage, das sei doch ein Grund, stolz zu sein auf seinen Sohn. Da hält Ruedi den Kopf schief und nickt langsam.

Tobias und Christine Burren, der Gedanke kommt mir leider erst auf der Heimfahrt, wollen gar nicht die Welt retten. Sie fänden es anmassend, so gross zu denken. Sie wollen nur sich selbst retten. Sie tun es für sich. Und ihre Tiere. Und dazu gibt es keine Alternative. Sie tun, was in ihren Möglichkeiten liegt, aus tiefer Überzeugung. Sie erwarten von niemandem, es ihnen gleichzutun, wollen auch gar keine Vorbilder sein.

Schon im Frühling sagte Tobias Burren: «Wenn sich in den nächsten Jahren zeigen sollte, dass der Betrieb ohne die Einnahmen aus der Tierproduktion nicht rentiert, dann ist es eben so. Dann müssten wir etwas anderes machen. Wir verabschieden uns nicht aus finanziellen Überlegungen von der Tierproduktion. Wir verabschieden uns aus der Tierproduktion, weil wir nicht mehr töten wollen.»

Die Zeiten ändern sich. Und es ist schwer, Veränderungen mitzugehen. Das Unbehagen, das Jüngere haben, weil die Alten nicht mitgehen wollen, ist nichts anderes als die Sorge der Alten, dass die Veränderung nur eine Mode ist. Und der Familie oder dem Geschäft schaden wird. Das heisst: Beide wollen das Beste. Ich glaube, davon handelt die Geschichte der Burrens. DM

CHRISTOF GERTSCH ist Reporter bei «Das Magazin». christof.gertsch@dasmagazin.ch